

Üben als lästige Pflicht?



Wie Disziplin zu Motivation und Nachhaltigkeit führt

Gerhard Mantel

Was kann der Begriff „Disziplin“ für uns beim Üben und Musizieren bedeuten? Kann er uns überhaupt weiterhelfen? Allein der Klang des Wortes „Disziplin“ ruft ja schon widerstreitende Gefühle in uns hervor. Ist Kunst nicht „frei“? Ist Disziplin nicht „Zwang“?

Wir müssen Disziplin als eine Sekundärtugend betrachten, deren Funktion vom willenlosen Kadavergehorsam unter fremde Vorstellungen und Anweisungen bis hin zur unermüdlischen Verfolgung von angestrebten, als wichtig und richtig erkannten eigenen Zielen reichen kann. Disziplin ist als ein Werkzeug zu sehen, nicht als ein Ziel. Wir müssen sie als die zu erlernende und zu kultivierende Fähigkeit erkennen, an einer Sache dranzubleiben, auch und gerade gegen Widerstände, äußere und innere. Sie ist die grundsätzliche Bereitschaft zu einer Leistung, die über das Selbstverständliche, Nächstliegende hinausgeht.

Disziplin kann man als einen Komplementärbegriff zu „Begabung“ bezeichnen: Alles was nicht von selbst kommt, was mir nicht in den Schoß fällt, benötigt den Einsatz von Disziplin, braucht gewissermaßen die Überwindung des inneren Schweinehunds! Disziplin hängt darüber hinaus in hohem Maß vom Selbstkonzept eines Menschen ab: Reagiere ich mehr auf das, was auf mich zukommt, oder ergreife ich Initiativen, mit denen ich Lern- und Kommunikationsprozesse anstoße?

DISZIPLIN: VON AUSSEN, VON INNEN

Disziplin kann in zwei sich diametral gegenüberstehenden Formen erscheinen:

1. Sie kann mir von außen auferlegt werden.
2. Ich kann sie mir als Selbstdisziplin von innen auferlegen.

Um zunächst vom Unterricht zu sprechen (Disziplin leitet sich ja von „discipulus“, der Schüler, ab): Disziplin kann eine von außen kommende (erkannte oder unerkannte) Bevormundung sein. Sie kann mit impliziten Strafandrohungen und damit mit Angst versehen sein (negative Kritik, schlechte Noten in einer Prüfung). Sie kann aber auch die Form einer erlernbaren Technik zur Selbstdisziplin annehmen und damit als entscheidend wichtige Bereicherung erlebt und vermittelt werden – eine zentrale Aufgabe jedes Instrumentalunterrichts.

Wir alle sind auch abhängig von äußeren Umständen. Wir müssen *äußere* Umstände schaffen, die *innerer* Disziplin zuträglich sind. Unterricht sollte deshalb auch immer mit Anregungen zu autodidaktischem Handeln verbunden sein! Autodidaktisches Handeln setzt Disziplin voraus. So müssen wir als Übende lernen, in einer Art Selbstüberlistung Situationen herbeizuführen, die einen äußeren Zwang zur Disziplin darstellen (auch

wenn wir ihn ursprünglich selbst, „von innen“, geschaffen haben). So machen wir uns schließlich von der äußeren, auferlegten Disziplin unabhängig und formen eine imaginierte, „virtuelle“ äußere Disziplin um zu eigener, autonomer, autodidaktischer Selbstdisziplin.

Disziplin braucht Nahrung: Sie wird erleichtert durch eine gewisse „Ritualisierung“ der Arbeit, durch eine kluge Zeiteinteilung beim Üben, durch das Wissen um die Wirkung von Arbeitsmethoden und natürlich deren konsequente Anwendung, durch jede Art von Anregung wie Kammermusik, Konzertbesuche (viel zu wenig Musikstudierende sind bei Konzerten ihres eigenen Instruments anzutreffen!), durch das Fixieren von festen Terminen, durch die Organisation von Vorspielen, durch Gespräche mit Partnern und Lehrern und durch den Mut zu neuen Ideen.

ORDNUNG ALS ORIENTIERUNG

Völlige Disziplinlosigkeit ist in der Natur nicht vorgesehen: Ein Lebewesen, das überhaupt kein Ziel verfolgt, verhungert. Ohne eine gewisse Ordnung, das heißt ohne ein Mindestmaß an Disziplin, fehlt jedem Lebewesen die Orientierung, die es zum Überleben braucht. Der entscheidende Unterschied wird für uns Menschen durch zwei Ebenen bestimmt:

1. Ordnung in zeitlicher Perspektive: Genügt mir eine „animalische“ Minimaldisziplin für die Bedürfnisbefriedigung des allernächsten Moments oder verfüge ich über Disziplin zum Ansteuern mittelfristiger oder langfristiger Ziele, die nicht den Augenblick befriedigen?
2. Ordnung in der Beurteilung unterschiedlicher Wichtigkeiten, die bei uns Musikern durchaus künstlerische Entscheidungen betreffen: Muss ich die gedruckten Bogenstriche übernehmen oder finde ich durch eigene meinen viel persönlicheren Ausdruck? Kann ich mir dieses dynamische Profil leisten, auch wenn es nicht „da steht“?

Ordnung muss organisiert werden: Das Streben nach Ordnung kann direkt als eine „Technik“ im umfassenden, auch musikalischen Sinn verstanden werden. Ordnung strukturiert die Arbeit und das Verständnis von Zusammenhängen. Als Beispiel: Eine Struktur (etwa ein grammatisch vernünftig aufgebaute Satz) prägt sich viel leichter unserem Gedächtnis ein als eine unstrukturierte Folge beziehungslos aneinandergereihter Wörter. Unser Gehirn unterstützt uns dabei

glücklicherweise, denn es ist von Natur aus auf die Schaffung und das Erkennen von Ordnungen, sinnvollen Strukturen, „Gestalten“ programmiert. Ordnung ist ein notwendiges Werkzeug zum individuellen Überleben. Ohne die Fähigkeit zum Erkennen von Gestalten könnten wir keine Musik erleben.

DISZIPLIN VERSUS GEWOHNHEIT

Disziplin wird auch dadurch definiert, dass durch sie immer ein Widerstand überwunden werden muss. Dieser besteht in erster Linie in der Beharrungskraft von Gewohnheiten. Üben heißt ja, *neue* Gewohnheiten zu schaffen, um schließlich über gelernte Abläufe, mentale, emotionale und körperliche Bewegungen „unbewusst“, gewohnheitsmäßig zu verfügen. Um neue Gewohnheiten zu erwerben, müssen wir die alten umformen oder eliminieren. Beides erfordert Disziplin, wobei „umformen“ leichter ist als „eliminieren“: Unser Gehirn reagiert nicht auf die Aufforderung, etwas *nicht* zu machen oder *nicht* zu imaginieren („Stellen Sie sich auf keinen Fall einen rosaroten Elefanten vor!“).

[Wir müssen äußere Umstände schaffen, die innerer Disziplin zuträglich sind. Unterricht sollte deshalb auch immer mit Anregungen zu autodidaktischem Handeln verbunden sein!]

Darüber hinaus ist es viel schwerer, eingeschliffene Gewohnheiten zu überwinden, als ganz neue zu schaffen. Wohl jeder Instrumentalist hat schon einmal die Beobachtung gemacht, dass bei einem gewissen Stress die „älteren“ Gewohnheiten (z. B. kleine rhythmische Ungenauigkeiten, kleine Fehler der Einrichtung eines Stücks) die Tendenz haben, die „neueren“, erst kürzlich erworbenen Gewohnheiten, auch wenn sie ganz klar als besser erkannt und gewollt sind, zu überspülen. Um neue, gewünschte Gewohnheiten zu schaffen, müssen wir Disziplin in zweifacher Form aufwenden, nämlich als qualitative und als quantitative Disziplin:

1. qualitativ als Strukturierung, als klare Definition von Aufgaben und Problemen und deren Lösungen,
2. quantitativ als Wiederholung, was einen zeitlichen Aufwand impliziert.

Beide Formen von Disziplin sind miteinander vernetzt und erfordern eine gewisse Anstrengung. Quantitative Disziplin kann zu einer schlechten Gewohnheit degenerieren, wenn nicht gleichzeitig der Wille, die Disziplin zur stetigen qualitativen Kontrolle, das heißt zur Definition von „Ist“ und „Soll“ und deren Unterschied besteht. „Von selbst“, durch reine Wiederholung, wird nichts verbessert, sondern nur der Status quo perpetuiert (das kann sich durchaus recht angenehm anfühlen). Die Erfahrung lehrt: Fehlt disziplinierte Kontrolle bei der Bearbeitung von Gewohnheiten, entsteht ein fataler *Circulus vitiosus* (mancher stößt sich an dem Begriff „Kontrolle“; gemeint ist hier die scharfe Beobachtung, genaues Zuhören, Diagnose von Defiziten, Deutlichkeit der Zielvorstellung):

- Man überspringt wichtige Zwischenschritte des Lernens (Ob es nicht doch vielleicht, wie von Zauberhand, von selbst geht, wo ich doch quantitativ so fleißig und überhaupt ohnehin so musikalisch bin?).
- Es entsteht ein deutlich gefühltes schlechtes Gewissen.
- Schlechtes Gewissen aber nagt am Selbstbewusstsein.
- Mangelndes Selbstbewusstsein erzeugt situative Unsicherheit.
- Unsicherheit vernebelt den Ausgangspunkt und verhindert so Disziplin: Sowohl Ziele als auch Wege verschwimmen.
- Der Übeprozess zerfällt in Beliebigkeit.

VORBEREITUNG

Bei der Vorbereitung spielt die Sprache eine oft unterschätzte Rolle, und zwar in mehrfacher Hinsicht:

- als Selbstanweisung,
- als Sprachunterlegung zur Musik dynamisch und rhythmisch, auch als „Sprechgesang“,
- als assoziative Hilfe sowohl in technischer als auch in musikalischer Hinsicht, besonders in Form von „Ankern“, Wörtern, die mit einem bestimmten Sachverhalt eng verknüpft werden.

Zur disziplinierten Vorbereitung gehört eine in jedem Augenblick zweifelsfreie Einrichtung eines Textes (Fingersätze, Bogenstriche, sogar dynamische, artikulatorische und agogische Bezeichnungen, ob mit Bleistift oder nur in Gedanken). Je weniger technische Entscheidungen ich im Moment einer Aufführung zu treffen habe, desto sicherer ist mein Spiel und desto freier kann ich mich der Musik zuwenden. Gute Vorbereitung hat also den erfreulichen, fast paradoxen Effekt, dass

der „Aufwand“ an Disziplin schließlich reduziert werden kann, weil sich allmählich ein Zustand eines „Glücksgefühls guten Gelingens“ einstellt.

Es erfordert einerseits Disziplin und bringt andererseits einen hohen Gewinn an intellektueller und emotionaler Befriedigung, nach geeigneten Methoden zur Lösung von erkannten Problemen zu suchen und sie dann auch wirklich anzuwenden. Eine Methode wirkt aber nur, wenn eine Aufgabe definiert ist, ein Problem als solches überhaupt erkannt ist!

Schon die Entdeckung einer guten Übemethode ist ein Erfolg, selbst wenn das Ziel damit im Augenblick noch nicht ganz erreicht sein sollte. Außerdem müssen wir einräumen, dass eine musikalische Klangvorstellung, unser Ziel, ja auch nicht in Stein gemeißelt ist: Sie verändert sich mit den Methoden ihrer Verwirklichung! Wenn wir nur Zielvorstellungen haben, ohne dem Weg dorthin genügend Aufmerksamkeit zu zollen, wird der Erfolg selbst fraglich, das Ziel selbst undeutlich.

GRENZEN DER AUFMERKSAMKEIT

Unsere Aufmerksamkeit ist begrenzt. Deshalb brauchen wir kleine „handhabbare Denkportionen“. Das können genaue Beschreibungen von technischen und musikalischen Sachverhalten, von Figuren, Intervallen, Harmonien, Melodierichtungen, Sequenzen sein, aber auch die gedankliche und emotionale Verknüpfung von zwei Gegenständen unserer Aufmerksamkeit, z. B. die Verknüpfung von Fingern und Schulter bei der Bogenführung des Streichers oder von zwei Teilen einer Sequenz, einem fragenden und einem antwortenden.

In der Lernpsychologie spricht man von „Chunks“, kleinen überschaubaren Lerneinheiten. Es erfordert Disziplin, solche Lerneinheiten fantasievoll zusammenzustellen, bringt aber immer einen unmittelbar erkennbaren Fortschritt. Das Spiel mit Chunks kann sogar richtig unterhaltsam sein. Was unterhaltsam ist, macht Disziplin schließlich überflüssig und sorgt für mentale und damit meist sogar körperliche Entspannung!

Zu einer solchen, die Grenzen der Aufmerksamkeit berücksichtigenden Technik gehören auch eine intelligente Gliederung unserer Aufgaben und die systematische Anwendung von Zwischenschritten. Psychologische Untersuchungen haben gezeigt, dass sogar schwere körperliche Arbeit (z. B. ein Kornfeld

mit der Sense zu mähen) schneller und leichter ausgeführt wird, wenn sie in Teileinheiten gegliedert ist.

REGELN, RITUALE

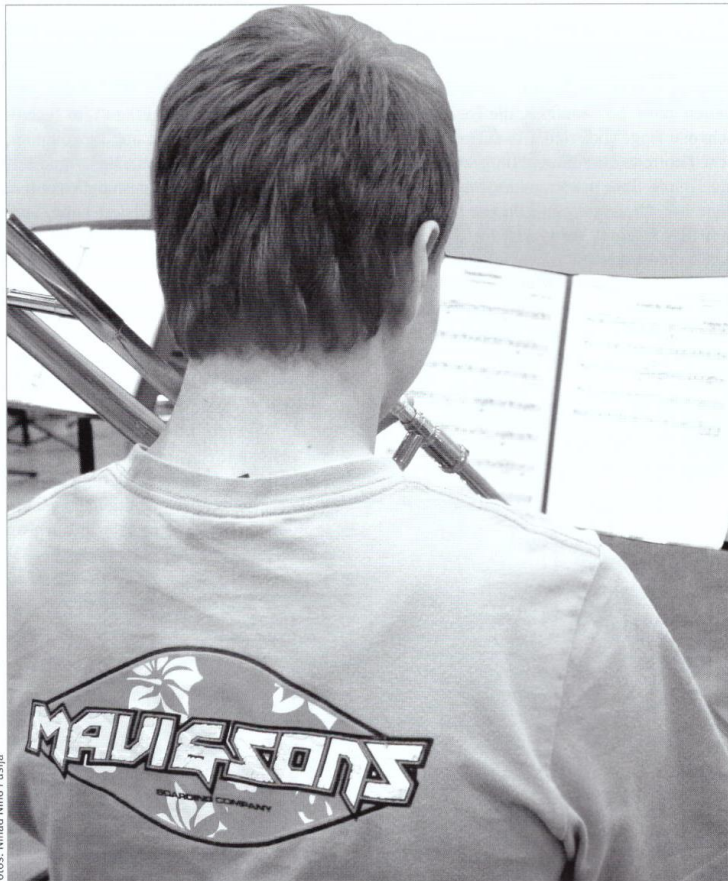
Wenn, wie anfangs erwähnt, ein wichtiger Aspekt des Begriffs „Disziplin“ die Unterwerfung unter äußere Umstände ist, liegt es nahe, sich solche Umstände selbst zu schaffen. Wir können dies tun in Form von Regeln, ja sogar manchmal in Form von ganz trivialen Ritualen. Jeder kann seine eigenen Rituale erfinden. Als Beispiele ein paar Stichworte:

- Wo sitze ich (Stuhl, Umgebung)?
- Wie ist die Beleuchtung?
- Bleistift und Radiergummi brauche ich zur Fixierung von Korrekturen
- Aufwärmen (zuerst Leichtes spielen!)
- Stimmen (beachtlicher Präzisionsspielraum!)
- Einfügen von kleinen Übeпаusen in sinnvollen Abständen
- Klavierauszug beim Üben von Solostimmen! Es ist bemerkenswert, dass der Mensch offenbar in allen Lebensbereichen durch Rituale ein erhöhtes Gefühl von Handlungssicherheit erwirbt. Rituale können Disziplin mitbestimmen, ja ersetzen. Eine Handlung, die ursprünglich einen Willensakt voraussetzt, wird in der Form eines Rituals zur willensfreien Selbstverständlichkeit. Jeder kann sich seine eigenen Übe-Rituale schaffen. Rituale spielen übrigens auch im Zusammenhang mit Lampenfieber eine wichtige Rolle: Sie einzurichten, erfordert Disziplin. Sie zu verwenden, erfordert keine Disziplin mehr. Rituale ersetzen Willensakte.

MOTIVATION

Bei einer solchen „kreativen“ Anwendung von Disziplin können wir eine erfreuliche Beobachtung machen: Disziplin trägt ihren Lohn in sich – sie „verwandelt“ sich in Motivation! Die Vielfalt und Interaktion vernetzter Gedanken bei variiertem und strukturiertem Üben (nicht bei gedankenloser Wiederholung!) erweist sich schließlich als konstruktiv beim Aufbau einer „intrinsischen“ Motivation. Disziplin macht sich auf diese Weise selbst überflüssig! Die Freude über erkennbare Verbesserungen sollten wir dann auch durch ein schamloses Selbstlob noch verstärken.

Kleine motivierende Erfolge entstehen auch durch die Einsicht, dass es der Arbeit förderlich ist, nicht „mit gefletschten Zähnen“ die Disziplin als „Feind“ zu konfrontieren, son-



Fotos: Mihad Nino Pabšja

Jeder kann seine eigenen Rituale erfinden: Wo sitze ich? Wie ist die Beleuchtung? Liegen Bleistift und Radiergummi für Eintragungen parat? Rituale können Disziplin mitbestimmen, ja ersetzen.

dern sich beim Einstieg in die Herausforderungen einer guten Übesitzung zunächst auf ein Crescendo einzulassen, also mit Leichtigem, Angenehem, schon gut Gekonntem zu beginnen: Disziplin ist ja besonders beim Anfang einer Arbeit vonnöten! Wenn „es läuft“, verwandelt sich Disziplin in Motivation, diese wiederum in Befriedigung, ja Freude über das Gelingen. Doch erscheint hier etwas Vorsicht angebracht vor zu früh einsetzender Flow-Euphorie: Wir sollten ja eher das üben, was wir noch nicht so gut können, als das, was von selbst läuft! Flow-Glück kann auch durch Herabsetzung des künstlerischen Anspruchs entstehen!

Die Motivation, an einer Sache dranzubleiben, verstärkt sich durch das Ritual eines Rückblicks: Wo kann ich rückblickend eine geübte Verbesserung feststellen, worin genau bestand sie, wie oft habe ich eine Stelle ungefähr wiederholt? Dienten die Wiederholungen mehr der experimentierenden Suche nach variierten Alternativen, dienten sie mehr der Einprägung oder beidem oder wa-

ren sie einfach nur Pflichterfüllung? Dem Ritual des Rückblicks entspricht das des Vorausblicks: Wie werde ich mich nachher fühlen, wenn meine Aufgabe diszipliniert gelöst ist, wenn es dann, aber erst dann, von selbst läuft, „fließt“ (Flow)?

Motivation braucht Abwechslung. Rein motorisches, nur auf den Körper und dessen Wohlfühl bezogenes Üben wird viel schneller langweilig, ist auch viel brüchiger in Bezug auf Spielfehler, wenn es nicht mit strukturellen, lernmethodischen und bilanzierenden Aspekten verknüpft ist. Wer eine „Disziplin zur Variation“ aufbringt, steigert sogar seine Fantasie, nicht nur in technisch-methodischer, sondern in hohem Maße gerade in musikalischer Hinsicht. Es ist viel leichter, aus einem selbst gefundenen variierten Angebot ein Optimum zu wählen, als ausgehend von einem Nullpunkt ein Idealbild zu entwerfen. Disziplin zur Variation verwandelt sich schließlich in eine gestalterische Gewohnheit.

NACHHALTIGKEIT

Eines der wichtigsten Ziele beim Üben ist Nachhaltigkeit. Was ich gelernt habe, soll mir erhalten bleiben. Dieses Thema ist in der allgemeinen Instrumentalpädagogik noch ziemlich unbearbeitet. Wir erleben immer wieder, dass Schülerinnen und Schüler eine technische oder musikalische Verbesserung vollkommen verstehen, akzeptieren, auch restlos ausführen können und trotzdem nach kurzer Zeit wieder vergessen: Der ersehnte und schon als sicherer Besitz vermutete Durchbruch wurde von der allmächtigen alten Gewohnheit verschlungen!

Hier stichwortartig ein paar Vorschläge zur Festigung von erlernten Inhalten und damit zur Erzeugung von Nachhaltigkeit:

■ Einen erkannten Fehler sollten wir genau bestimmen: Worin bestand er, wo genau, warum, in welchem strukturellen Kontext trat er auf? Dabei können wir durchaus auch Zahlen zur besseren Organisation verwenden: Eine Sequenz wird anders, „logischer“ inter-

pretiert, wenn ich weiß, dass sie in vier Formen erscheint und nicht nur in mehreren Formen. Auf diese Weise entstehen neue Verknüpfungen, neue Lern-Kanäle: Mehrkanaliges Lernen ist nachhaltiger als einkanaliges Lernen.

■ Fehler sollten wir möglichst nicht direkt bei ihrem Auftreten korrigieren: stattdessen die Information über den Fehler einsammeln und sich merken, dann erst, in der Wiederholung, korrigieren! Mental entsteht der Fehler ja zeitlich immer vor seinem Erscheinen. (Nachträgliche Korrektur ist nur im Anfängerstadium, zur reinen Material-Orientierung, sinnvoll). Es erfordert einen beachtlichen Aufwand an Disziplin, einen falschen (unsauberen, klanglich missglückten) Ton zunächst einmal einfach zu ignorieren.

■ Einige Sekunden über der Korrektur meditieren, die neue Information damit „einbrennen“.

■ Einen „Anker“ erfinden: ein Wort, eine Bewegung, ein Bild, eine Episode etc. Zwei verknüpfte Elemente (Korrektur + Anker) haften besser im Gedächtnis als ein einzelnes.

■ Einen Vergleich erstellen, Ähnlichkeiten suchen: Wo gibt es diese Aufgabe noch? Im gleichen Stück? In einem anderen Stück?

■ Pro Übe-Gedanke (nicht pro Übe-Stelle), z. B. beim Vergleich zweier Töne oder zweier Figuren, mindestens fünf bis acht Wiederholungen einkalkulieren. In der Lernpsychologie spielt die Zahl 7 als Standard-Einprägungszahl eine immer wiederkehrende Rolle.

■ Zeit einkalkulieren, Geduld für den Lernprozess aufbringen. Nicht enttäuscht sein am Anfang einer Reise, dass man noch nicht angekommen ist.

■ Übertreiben, „Überprofilieren“ auf allen Parametern: Dynamik (nicht nur laut/leise bestimmen, sondern auch Kurvenform von Tönen und Phrasen durch übende Übertreibung definieren), Artikulation (zwischen hart und weich, lang und kurz steht ein meist unterschätzter Spielraum zur Verfügung; wie endet der Ton, die Phrase, der Abschnitt?), Agogik (vorübergehend bis an die Grenze der Karikatur übertreiben). Durch solche Überprofilierung beim Üben wird nicht nur die künstlerische Bestimmtheit verstärkt. Auch das Gedächtnis, das heißt auch die Nachhaltigkeit des Übe-Resultats, profitiert von einer starken, bewussten Profilierung der Interpretation. Kurz: Übertreibung dient der Nachhaltigkeit.

Dabei ist am Rande zu bemerken, dass eine auf einem Parameter schon erreichte Sicherheit zu Fehlern auf einem anderen Parameter

führen kann: So kann z. B. die Freude über schnelle Finger bei einem Lauf die rhythmische Kontrolle überrennen. Umgekehrt kann die Freude über schön gelungene einzelne Töne den Charakter einer Phrase banalisieren. Hier hilft das Werkzeug der „Rotierenden Aufmerksamkeit“: Zwei im Wechsel geübte Parameter, einige Male mental alternierend anvisiert, mischen ihre Lernerfolge von selbst. Es erfordert aber Disziplin, dieses Werkzeug auch anzuwenden!

[Zum Wesen der Disziplin gehört die Fähigkeit, uns selbst richtig einzuschätzen. Dies bedeutet, unsere Grenzen zu kennen, aber auch unsere noch unausgeschöpften Möglichkeiten zu suchen und zu erweitern.]

Beim Üben ist die Wiederholung auch von Fehlern zunächst unvermeidlich: Zur experimentellen Erarbeitung eines neuen Aspekts („Teil-Lernziels“) sind zunächst vielleicht noch einige fehlerbehaftete Wiederholungen vonnöten, bis diese Aufgabe (z. B. eine bestimmte schnelle Tonfolge mit neuem Fingersatz) zum ersten Mal fehlerfrei darstellbar ist. Im Allgemeinen ist dann eine weitere Anzahl von Wiederholungen zur Einprägung einer solchen Korrektur erforderlich. Diese Einprägung sollte auch ganz zuversichtlich auf ein paar Tage ausgedehnt werden! Die als „unerwünscht“ erkannte Version wollen wir allerdings von nun an tunlichst meiden, denn auch Fehler prägen sich durch zu häufige Wiederholung ein!

UMGANG MIT SICH SELBST

Zum Wesen der Disziplin gehört die Fähigkeit, uns selbst richtig einzuschätzen. Dies bedeutet, unsere (derzeitigen?) Grenzen zu kennen, aber auch unsere vielleicht noch unausgeschöpften Möglichkeiten zu suchen und zu erweitern. Eine solche Selbsteinschätzung darf aber nicht in Nabelschau oder gar Selbstmitleid ausarten: Mancher Schüler befasst sich überwiegend mit seinem jeweiligen Zustand anstatt mit der zu bearbeitenden Aufgabe – zum Nachteil von deren Bearbeitung.

Eine Frage künstlerischer Disziplin ist auch die, ob in einer Interpretation eines Werks meine Möglichkeiten wirklich ausgeschöpft

sind. Gibt es „staubige Ecken“ im technischen Ablauf, die einfach aus Gewohnheit, Trägheit oder Unaufmerksamkeit ignoriert werden? Gibt es Ausdrucksmöglichkeiten, die ich noch gar nicht anvisiert habe, vielleicht aus Angst, jemand könnte mir eine Übertreibung vorwerfen? Habe ich meine Interpretation Ton für Ton, Phrase für Phrase auf die zentralen musikalischen Parameter Dynamik, Agogik und Artikulation verfolgt, um den erkannten und emotional erlebten Charakter eines Werks auf eine mir ideal scheinende Weise auszudrücken?

Habe ich überhaupt den Charakter meiner Musik bestimmt? Das muss nicht unbedingt eine sprachliche Form der Fixierung sein, es kann auch eine gestisch-emotionale, gesungene oder dirigierte Form sein. Bin ich an Grenzen des Ausdrucks dieser Musik gegangen oder immer nur auf der langweiligen, sicheren, „richtigen“, unkritizierbaren Seite des gedruckten Notentexts geblieben? Bin ich vielleicht zu früh zufrieden, nur weil der Text ohne falsche Töne realisiert ist? Oder weil mein „Gefühl“ bedient ist, ohne dass ich mich je mit der Struktur eines Werks befasst hätte – was wiederum einen hohen Grad an Disziplin erfordern würde?

Bei einer solchen Betrachtung kann sich Disziplin aus einer Konfrontation mit lästigen Pflichten in ein Werkzeug zur systemischen Verstärkung künstlerischer Arbeit verwandeln: Wir schaffen einen Kreislauf von Disziplin und Motivation, deren Erfolg seinerseits wieder zu Disziplin motiviert. Vielleicht entsteht auf diese Weise sogar eine aufsteigende Spirale von wachsender Motivation, wachsender Disziplin und wachsendem Können. ■

Gerhard Mantel

ist Professor für Cello an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Frankfurt am Main.